

Perspektiven

Aspekte (post-)konstruktivistischer Medienbeobachtung - Das Erbe eines Diskurses

von Florian Mundhenke

Die Bedeutung des konstruktivistischen Denkens in den systemtheoretischen Diskursen und im naturwissenschaftlich informierten Menschenbild des Post-strukturalismus der 1970er und 1980er Jahre ist kaum überzubewerten. Mit der zunehmenden Hinwendung zu einem Empirismus, der eine Beweisbarkeit der Theorien aufgrund der erweiterten Möglichkeiten des direkten Forschens am menschlichen Gehirn in der Neurobiologie forderte, und einer verstärkten Radikalisierung des Diskurses (Stichwort „Radikaler Konstruktivismus“) kam es zu einem allmählichen Rückzug dieser Denktradition, die häufig sogar mit einer Abkehr der Theoretiker von ihren Modellen einherging. So formulierte der frühere Siegener, spätere Münsteraner Literatur-, Kommunikationswissenschaftler und Philosoph Siegfried J. Schmidt zuletzt auf pointierte Weise einen „Abschied vom Konstruktivismus“, der aber zugleich auch als Neuperspektivierung und alternative Argumentation seines Denkens gewertet werden muss (vgl. Schmidt 2003). Im Folgenden soll es nun nicht um die Nachzeichnung des Verlaufs der weitverzweigten konstruktivistischen Denkvarianten gehen¹, auch nicht um deren Rehabilitierung in Zeiten der verstärkten Forderung nach verbindlichen Metatheorien, sondern vielmehr um einen grundlegenden Brückenschlag zwischen Konstruktivismus und heute diskutierten medienwissenschaftlichen Debatten.² Es steht also die Frage im Vordergrund: Was hat der Konstruktivismus für die Medienwissenschaft in der Vergangenheit geleistet bzw. was kann er heute noch leisten und wo artikuliert sich sein Erbe in verschiedenen Nachwirkungen und Bezugnahmen? Es soll sich dabei auch zeigen, ob die Suche nach konstruktivistischen Erklärungsmodellen völlig ergebnislos abgebrochen werden musste oder ob der relativistische und kritische Esprit dieser Denkrichtung vielleicht der Medienforschung und -theorie nicht auch vielleicht eine neue Stoßrichtung verleihen könnte.³

Zunächst soll dazu in einem ersten Schritt nach der wichtigen Rolle des Individuums gefragt werden, welches durch den Konstruktivismus eine Aufwertung erhalten hat, die den in der Regel systemtheoretischen Zurichtungen eines Niklas Luhmann in der Sozialwissenschaft eine alternative Darstellungsmöglichkeit an die Seite gestellt hat.⁴ Der Konstruktivismus betont die Bedeutung der individuellen Erkenntnisleistung des einzelnen Menschen für die Beschreibung, Darstellung und Verarbeitung von Welt (auch in medialen Zusammenhängen).⁵ Erkenntnis muss immer als Ergebnis aktiver Prozesse im Bewusstsein eines Beobachters angesehen werden. Damit erscheint Realität als synthetische Erkenntnisleistung

des denkenden, fühlenden und handelnden Menschen, nicht mehr als ontologische, immer vorhandene Daseinsgewissheit. Sie ist Produkt des Bewusstseins, das seine Phänomene erschafft und durch die Strukturierung seines Milieus einerseits interne Autonomie und Identität erhält, andererseits sich aber auch seine externe Erfahrungswirklichkeit verfügbar macht, ihr Bedeutung verleiht und sie so nach ihren Möglichkeiten greifbar werden lässt. (Vgl. von Ameln 2004: 6ff.) Demgegenüber steht die gesellschaftliche oder kulturelle Seite, die als Gesamtheit der Bewusstseinschöpfungen einzelner Menschen eine Verbundenheit von Sinnhorizonten oder Möglichkeitsräumen zu gewährleisten versucht, wie in einem zweiten Schritt zu explizieren versucht wird. Der kollektive Sinn, die gemeinsame Handlungs- und Gestaltungswelt wird wiederum durch den medialen Erfahrungs- und Vermittlungszusammenhang geformt. „Was wir für Wissen von der Welt halten, entsteht aus Beziehungen und ist nicht in einen individuellen Geist, sondern in interpretative oder gemeinschaftliche Traditionen eingebettet“, so der dem Sozialen Konstruktivismus zuzurechnende Kenneth Gergen in Anschluss an Luhmann (Gergen 2002: 156). Diese Sinngabungsverfahren und Erzähltraditionen werden in ganz verschiedenen Formen durch mediale Texte und Apparate in einen Austausch gebracht und können so einzelne Festsetzungsprozesse individueller und kultureller Art prägen. Aus dieser Perspektive erscheinen Medien als die grundlegenden Start- und Auslösungsmomente sowohl von gemeinschaftlicher Welterschaffung wie auch von individueller konstruktivistischer Leistung in jedem Milieu und Wirklichkeitszusammenhang. Dies soll in einem zweiten Abschnitt erfasst werden, der zugleich auch einen Ausblick auf postkonstruktivistische Denkansätze der letzten Zeit werfen will: Wie lässt sich beispielsweise Medienaneignung als Orientierungsverhalten beschreiben, das durch Medien mitgeformt und gestaltet wird? Und wie verändert sich der traditionelle konstruktivistische Diskurs durch die Beschreibung Virtueller Realitäten als künstliche Darbietung oder Inszenierung von Wirklichkeiten, indem Sinnangebote und Lebensweisen exemplarisch vermittelt oder sogar gelebt werden können? Zuletzt lassen sich möglicherweise selbst Machtzusammenhänge medienpolitischer Formationen durch diese Fokussierung erfassen und zwar im Sinne einer Offenlegung von Kontingenz, indem auch die Beobachter- oder Sprecherabhängigkeit von medial vermittelten Inhalten in den Blick genommen und so die Selbstreflexivität von kultureller Bestimmung erhöht wird.

1. Individualität vs. Sozialität: Konstruktion subjektiver

Erfahrungswirklichkeit gegenüber der Einheit kultureller Sinnhorizonte

Der klassische konstruktivistische Diskurs, wie er sich aus der Kybernetik zweiter Ordnung, der Systemtheorie und den neueren psychologischen Debatten – wie der Kognitiven Psychologie der 1970er Jahre – gespeist hat, geht zunächst vom Individuum als wahrnehmender, fühlender und handelnder Entität aus.⁶ Dabei ist der

Terminus der Konstruktion als Leistung des Menschen zunächst missverständlich, weil die Weltumsetzung bzw. -verfügbarmachung nicht als geplante und von vornherein sinnvolle Maßnahme anzusehen ist, sondern vielmehr unbewusst abläuft und erst durch eine im Nachhinein getätigte Selbstreflexion als Konstruktionsleistung bewusst werden kann. „Wirklichkeitskonstruktion widerfährt uns mehr, als das wir sie bewusst vollziehen“, so Siegfried J. Schmidt (1994: 16). Die Wahrnehmung des Menschen ist insofern schon zielgerichtet, aber nicht als bewusst zu bezeichnen. Die Schemata und Kategorien, nach denen die Umwelt beobachtet und geordnet wird, werden durch Sozialisation und individuelle Geschichte geformt sowie durch momentane Bedürfnisse bestimmt, wobei die entstehende gesamte Situation ungeplant ist. Wahrnehmung ist nun der Ort, an dem Kognition (also aktive Erkenntnis) und Wirklichkeit (also tatsächlich vorhandene Umwelt in ihrem Sosein) aufeinander treffen (vgl. Neisser 1996: 18). Kognition muss also – im Sinne der Kognitiven Psychologie – als aktiver Erwerb und Organisation von Wissen aufgefasst werden. Handlungen sind demnach exploratives Erfassen (vom Kleinkind, das nach den Bauklötzen greift, zum Jugendlichen, der erstmals ein Auto steuert), das durch Lernen im Sinne des Aufnehmens und der Verarbeitung von Erfahrungen organisiert und im Gehirn verfestigt wird. Diesen Sachverhalt hat man oft mit dem Terminus der „kognitiven Landkarte“ umschrieben: „Die Information, die als Folge einer eigenen Fortbewegung aufgenommen wird, ist daher systematisch auf bestehende Schemata bezogen, insbesondere auf eine kognitive Landkarte oder ein Orientierungsschema der näheren Umgebung.“ (Ebd.: 90, zur Kritik vgl. Pasemann 1996) Als aktive, Informationen aufsuchende Struktur leiten die Schemata sowohl Wahrnehmungen wie auch Handlungen, um Bedürfnisse zu befriedigen oder die Gestaltungs-/Wirkungsmöglichkeiten des Einzelnen zu erhöhen. Besonders betont wurde dabei im Konstruktivismus die Einheit von Erkennen und Handeln, die durch die Untrennbarkeit von Registrieren der Umgebung und Einwirken auf das Milieu begründet wurde. Die Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela folgern: „*Jedes Tun ist Erkennen, und jedes Erkennen ist Tun.*“ (Maturana/Varela 1987: 31) Dies gewährleistet auch die Stimmigkeit und Stetigkeit unserer subjektiven Erfahrungswirklichkeit, die zunächst als sehr konservativ anzusehen ist: Erfolgreiches Handeln führt zu einer Wiederholung einer einmal angewendeten Taktik. Letztlich aber wird nicht primär die Umwelt durch den Handelnden geformt, sondern in viel stärkerem Maße formt sich seine Identität, die als Ganzheit aller Handlungserfolge und Sinngemäßigkeiten verstanden werden muss. Schmidt bezeichnet Identität als „dynamischen Prozess der Ausbalancierung von Eigenerwartungen und Fremdansprüchen [...], indem eine Person sich interaktiv eine [...] relativ stabile und zugleich hinreichend flexible Selbstbeschreibung zuordnet, die ihr Verhalten steuert.“ (Schmidt 1987: 21) Bedeutend dabei ist, dass das menschliche Bewusstsein nicht einfach auf den Input der Umwelt reagiert – wie im Stimulus-Response-Modell –, sondern der Denkapparat organisationell geschlossen ist. „[d]adurch

können Organismen mit eigenen internen Zuständen so interagieren, als ob diese von ihnen unabhängige Gegenstände wären“ (ebd.: 23); dies ermöglicht dann auch die Beobachtung zweiter Ordnung, also die Selbstreflexion, und das abstrakte Denken, welches die eigenen Bewusstseinsderivate und Erfahrungsmomente als Variablen in einem Denkprozess wie autonome Objekte behandeln kann. Auf diese Weise wird beispielsweise auch Handlungsfolgenabschätzung und vorausschauendes Planen möglich. Die objektiven Gegenstände werden solchermäßen in die kognitive Erfahrungswelt des Menschen transferiert und stehen dort als Parameter bereit. Der menschliche Verstand funktioniert mithin als selbstexplikativer Mechanismus, indem er ständig die eigene Wahrnehmung deutet und Handlungen rechtfertigt und so zu einer beständigen und kontinuierlichen Wirklichkeitserfahrung beiträgt. Der Verstand organisiert seine Welt, indem er sich selbst organisiert, wobei das kollektive Wissen einer Gesellschaft im Handeln und Denken jedes Einzelnen in Form von kognitiven Schemata und Sozialisationsprozessen Einfluss nimmt. Evidenzen resultieren mithin nicht aus der Sichtbarkeit, Messbarkeit oder diskursiven Verifizierbarkeit von Phänomenen, sondern lediglich aus selbstreferentiellen Bezugsprozessen der Verstandesleistung (vgl. Schiepek 2000: 27f.). Mithin – und das ist der zweite Schritt – ist Identität eingebettet in die gesellschaftlichen Hierarchien der kulturellen Sinnwelt. Dies haben schon Peter L. Berger und Thomas Luckmann in den 1960er Jahren formuliert, indem sie den menschlichen Entwicklungsweg als „Entfaltung in einer Sinnwelt“ bezeichneten (Berger/Luckmann 1969: 107). Die symbolische Sinnwelt schützt den einzelnen Menschen vor dem kontingenten und scheinbar absichtslosen Dasein, wobei der Mensch die gesellschaftliche Wirklichkeit durch sein alltägliches Handeln, Gestalten und Sein immer wieder selbst aktiv hervorbringt, sie ihn aber wieder als objektiv gewordene, abgespaltene soziale Realität reguliert und so bestimmt. Dabei wird die Zufälligkeit der Ich-Werdung zur individuellen Notwendigkeit des einmal eingeschlagenen und dann weiterverfolgten Weges; die Gestaltung der Identität bedeutet mithin auch die Annahme einer bestimmten sozialen Wirklichkeit, in der man diese entfaltet. Die Internalisierung von Welt als Konstruktion einer Erfahrungswirklichkeit ist mithin immer mit dem Anhäufen eines bestimmten Wissens verbunden, das mit einer Steigerung von Möglichkeiten und der Etablierung einer eigenen Basiskompetenz verbunden ist, die soziale Validität garantiert: „Mein Alltagswissen ist wie ein Instrument, mit dem ich mir einen Pfad durch den Urwald schneide.“ (Ebd.: 46)

Sinnggebung und Bedeutungsschaffung aus individuellen Erfahrungen, die auf diese Weise objektiviert werden, sind somit wichtigste Beschäftigungen sowohl des einzelnen Menschen wie auch jeder strukturierenden und zuordnenden kulturellen Systematik, die so Planung, Organisation und Zielsetzung gewährleistet. Das Zuschreiben von Sinn an einen Sachverhalt erfolgt den Vorstellungen des Konstruktivismus zufolge nicht aufgrund objektiver Gegebenheit, sondern aufgrund einer im Diskurs seiner Anwendung sichtbar werdenden Nützlichkeit.

Gemäß Ernst von Glasersfeld geht es bei der Deutung von Erkenntnis nicht um die Postulierung von Wahrheiten, sondern um deren Viabilität, also Brauchbarkeit: Sinnzuschreibung ist mithin ein interessensgeleiteter Diskurs, der auf der Suche nach der Antwort die Frage immer mitformuliert (der Archäologe, der intensiv Ausgrabungen betreibt, wird auch etwas finden, vgl. v. Glasersfeld 1985).⁷ Das Reale, sowohl das individuelle, für uns bedeutende Milieu, wie auch das kollektive, mit anderen geteilte Umfeld, ist mithin immer den menschlichen Bedürfnissen angepasst und spiegelt einerseits das Leben wider, das der Konstruierende leben will, reflektiert andererseits aber auch die Argumentationsstruktur des zuvor abgelaufenen Sinngestaltungsprozesses. Humberto Maturana formuliert diese Strukturierung von Umwelt wie folgt:

„In diesem Zusammenhang ist die Realität daher keine Erfahrung, sie ist vielmehr Argument in einer Erklärung. Mit anderen Worten, die Realität entsteht als ein Erklärungsvorschlag für unsere Erfahrung operationaler Kohärenzen in dem alltäglichen oder professionellen Leben, das wir leben. [...] Daraus folgt also, dass die Art der Realität, die wir als den Bereich unserer Erklärungsvorschläge leben, in jedem Augenblick den Fluss unserer zwischenmenschlichen Beziehungen und die Art der Koordinationen von Handlungen spiegelt, die wir erwarten.“ (Maturana 1998: 248ff.)

Der ebenfalls konstruktivistisch argumentierende Psychologe und Sprachwissenschaftler Paul Watzlawick spricht hierbei von Interpunktion, „das heißt, der Wirklichkeit eine bestimmte Ordnung zuzuweisen, [...] aber sobald wir eine solche Ordnung in sie hineingelesen haben, wird diese Weltschau durch selektive Aufmerksamkeit selbstbestätigend“ (Watzlawick 1976: 72, 84) Gesellschaft und kultureller Zusammenhang ermöglichen nun, auch über subjektive Sinnzuschreibungen hinaus, Wirklichkeitsfiktionen festzuschreiben und weiterzugeben und auf diese Weise die momentane Verfügbarkeit von Handlungsmöglichkeiten dauerhaft zu konservieren: „Durch die Verknüpfung individueller mit sozialen Realitätsdefinitionen [...] wurde es möglich, biologisches Überleben zu sichern und gleichzeitig Bereiche zu erzeugen, in denen die selbstreferentiellen Kapazitäten unserer kognitiven Systeme ihre innovativen Möglichkeiten wirksam werden lassen konnten.“ (Hejl 1985: 123) Die Flexibilität einzelner Innovationen und ihre Erweiterungsmöglichkeiten können so dauerhaft fixiert und stabilisiert werden. Siegfried J. Schmidt definiert Kultur daher als autokonstitutive Struktur der Gesamtheit aller Bezugnahmen und Unterscheidungen, die einen konstanten Prozess der Stabilisierung von Problemlösungsmöglichkeiten beschreibt (vgl. Schmidt 2003: 38). Kultur ermöglicht eine verbindliche Handlungsrealität, ist Ermöglichungszusammenhang, auf den das Handeln des Einzelnen Bezug nimmt. Die Gesellschaft mit ihrer Gesamtheit von Diskursen und Themen wirkt wie eine große Konventionalisierungsmaschine, die Erfahrungen vergleicht und so Wissen

garantiert, modifiziert und rekonstruiert (vgl. auch Berger/Luckmann 1969: 163). Jede individuelle Wahrnehmung ist damit eingebettet in einen Kontext, der es – Schmidt zufolge – erlaubt, nach einem „order-on-order-Prinzip“ allmählich individuellen Sinn aus kultureller Rahmung herzustellen: „Gesellschaft co-evolviert aus Sprache und Kommunikation und vollzieht sich in Form von sozialen Handlungen [...], die ihrerseits von kulturellen Mustern geprägt sind, die sich in/an Handlungserfolgen stabilisieren.“ (Schmidt 1994: 43f.) Der Austausch von Meinungen im Sinne eines „communal interchange“ (ebd.: 39) geschieht dabei sowohl in der Erziehung des Kindes durch den Vater wie im Gespräch mit dem Nachbarn oder – wie zuletzt expliziert werden soll – durch mediale Wirklichkeitsmodellierungen, deren Rezipient der Einzelne im Alltagsdiskurs werden kann.

II. *Perspektiven und Anknüpfungspunkte (post-)konstruktivistischer Medienforschung*

Medien lassen sich nach dieser ersten Vorsondierung als entscheidende Schnittstelle zwischen individueller Identitätskonstruktion einerseits und gesellschaftlichem Wissensmanagement andererseits charakterisieren, indem sie Wirklichkeitskonstruktionen perspektivieren, begleiten und stabilisieren. Siegfried J. Schmidt räumt Medien die wichtige Rolle ein, zwischen der kognitiven Autonomie, die durch Identitäts- und Wirklichkeitskonstruktion entsteht, und der sozialen Orientierung durch Kultur und Gesellschaft zu vermitteln. (Vgl. die Gesamtargumentation von Schmidt 1994) Nicht nur in der alltäglichen Kommunikation mit anderen entsteht subjektive Wirklichkeit und Selbstbewusstsein, sondern auch durch medial vermittelte Wirklichkeitsgestaltungen und Handlungsbeispiele. Gebhard Rusch reformuliert das bekannte Descartes'sche Credo mit den Worten „*Wir kommunizieren, also sind wir*“, wobei Medien Ausdruck der „kontingenten Grenzen der menschlichen Kommunikationsbedürfnisse“ seien (Rusch 1999: 12). Wir überschreiten die Face-to-Face-Interaktion in der Hinwendung zu Medien, nicht aber, um Kommunikation zu vereinseitigen oder aber der Alltagswirklichkeit zu entfliehen, sondern der Mensch nimmt die perspektivierten Sinnkomplemente mit in seinen Daseinsraum und kann sie dort gegebenenfalls aktiv weiterverwerten. Systemtheoretisch gesprochen dienen Medien dazu, Systeme (individuelle wie kulturelle) zu koppeln, um auf diese Weise Bedeutung hervorzubringen und weiterzuverbreiten: „Die agierenden Systeme [...] nutzen diese Kopplung zur systemspezifischen *Sinnproduktion*.“ (Schmidt 1999: 126) Dabei lassen sich Medienangebote als Angebote an kognitive Systeme verstehen, Wirklichkeitskonstruktionen in Gang zu bringen und zu verfestigen. Die abstrakten und passiven gesellschaftlichen Sinnbildungsvorgaben (die in Sozialstruktur, Mythen, Religionen etc. verfestigt sind) werden von den Medien für die individuelle Wahrnehmung aktiv geformt und verfügbar gemacht, beispielsweise durch fiktionale Texte, in denen Handlungsträger bestimmte Rollen und Wirklichkeitsmodelle

verkörpern, oder durch deren diskursive Vermittlung in nicht-fiktionalen Texten. Den Umgang mit Medien beschreibt Schmidt als Instrumentarium, dessen Verwendung mit der Sozialisation vermittelt wird: „Das Kind lernt im Sozialisationsprozess, wie die Wirklichkeitsmodelle seiner Gesellschaft aufgebaut sind und welche Handlungsmöglichkeiten [...] es im Rahmen einer Sozialstruktur darin nutzen kann und welche nicht.“ (Schmidt 1994: 116) Dabei ist die „Produktion und Rezeption von Medienangeboten sozial reguliert durch überindividuell wirksame symbolische Ordnungen“, die durch die konkreten Anwendungen und kommunikativen Situationen aber jeweils unterschiedlich aktiviert und ausgehandelt werden können (vgl. ebd.: 118f.). Bedeutend ist auch, dass Medien immer polysemiotische Zeichengefüge sind, eine einfache Indoktrination durch Medien ist daher nicht zu erwarten. Medien stellen vielmehr „Instrumente dar, die [...] Textproduktion erlauben, die nicht etwa Gemeintes oder die Realität abbilden, sondern als Medienangebot in der Kommunikation allererst kontextspezifisch eine soziale Bedeutung durch Bezug auf soziales Wissen bekommen.“ (Ebd.: 148) Es geht deshalb auch weniger um Informationsvermittlung, sondern Medien gewährleisten eine Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Diskursivität, wobei es nicht „um Wahrheiten [geht], sondern [um] Versionen, die untrennbar mit den agierenden Personen verbunden bleiben.“ (Haller, zitiert von Burkart 1999: 59) Im Folgenden sollen drei Bereiche vorgestellt werden, die diese Art von konstruktivistischer Medienbeobachtung mit Forschungsergebnissen und Perspektiven vergleichen, die in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen haben und die – ohne immer explizit auf den Konstruktivismus Bezug zu nehmen – die Relevanz dieser vorsichtigen und relativistischen Blickrichtung bestätigen.

Vor allem im Bereich der **Medienaneignungsforschung** ist sehr viel von der rezipientenspezifischen Bedeutungskonstruktion bzw. einem widerspenstigen, nicht determinierbaren Umgang mit Medieninhalten gesprochen worden. Die Cultural Studies betonen einerseits die Bedeutung von fiktiven Texten (wie z. B. in der Soap Opera) für die Wirklichkeitskonstruktion und Erweiterung von Alltagskompetenz des Einzelnen, dem durch die scheinbar authentische und wirklichkeitsnahe Milieuschilderung Handlungsmöglichkeiten in einem Bereich beschrieben werden, den er für sich relativ unmittelbar adaptieren kann. Andererseits liegt die eigentliche Bedeutungsfestsetzung einer Textintention letztlich beim einzelnen Rezipienten, der zu Handlung und Werte- bzw. Wirklichkeitshorizont des Medientextes durchaus eine kritische oder abweichende Position einnehmen kann, ohne den Text damit zu verfehlen (vgl. Hepp 1999: 164–252). Beschreibt beispielsweise ein Handlungsstrang einer Serie die Entscheidung einer jungen Frau für eine Abtreibung, so kann diese Wirklichkeitssicht aus der vermittelten Situation und dem Handlungsgeschehen durchaus glaubhaft vermittelt werden, wobei aber die eigene Position, die eine Abtreibung für eine nicht-praktikable Lösung hält, im Umkehrschluss bestätigt wird. Der Wirklichkeitsvorschlag wird damit zwar im Handlungsgefüge plausibilisiert, jedoch nicht im Sinne einer Manipulation oder

deterministischen Einflussnahme auf den Rezipienten, der von dieser Praxis für sich und seinen Wirklichkeitsentwurf wiederum Abstand nehmen kann. Der Konstruktivismus betont vor allem den Wissensaspekt der Medien, wobei der Umgang mit dem jeweiligen Wissensangebot vom Text nicht impliziert werden muss. Kenneth Gergen erwähnt diesbezüglich das Beispiel der Identitätspolitik, welche von Medien gefördert und verfestigt wird:

„Wir alle werden mit [...] sozialen Gruppen identifiziert. [...] Derartige Gruppen werden häufig von den Medien dargestellt – in Filmen, Romanen, Nachrichten, Werbespots usw. Werden Frauen als unbeholfen und emotional, Asiaten als unterwürfig, Deutsche als bedrohlich [...] dargestellt, betrifft dies stets jede einzelne Person innerhalb dieser Gruppen. [...] Und genau diese Wirklichkeiten beeinflussen öffentliche Maßnahmen, Bildungspraktiken [...] etc. Aus diesen Darstellungen beziehen wir auch Informationen über uns selbst. Somit entsteht eine in sich stabile Symmetrie zwischen Selbstwissen und Fremdwissen über die eigene Identität.“ (Gergen 2002: 60f.)

Medien stellen mithin Orientierungswissen zur Verfügung, das sich aber selten aus ein- und derselben Quelle speist. Ein Homosexueller, der sich und sehr viele andere verschiedene homosexuelle Menschen und deren individuelle Besonderheiten kennt, lacht trotzdem über den typisierten Schwulen in einer Fernseh-Sitcom, obwohl er der Rolle ‚des Homosexuellen‘ gar keine verbindliche Daseinsrealität aufgrund der ihm bekannten Heterogenität zuschreibt. Bilder von Menschen werden in diesem Sinne also von Medien transportiert und sicherlich auch vereindeutigt, wobei aber diese Eindeutigkeit im subjektiven Verständnis jedes Einzelnen wieder auseinander genommen und durch andere mediale, wie persönliche Erfahrungen angereichert und so differenziert wird. „Während die Medien uns darauf vorbereiten mögen, an Beziehungen teilzunehmen, [...] verlangen oder verursachen die Medien für sich genommen nichts. (Ebd.: 247) Nicht nur die Medien selbst, sondern auch der Zuschauer vervielfältigt Bedeutung im kommunikativen Prozess und wird so Teilnehmer an der Bedeutungszirkulation. Insofern hilft der Konstruktivismus im Sinne der reflexiven und individualistischen Medienaneignung, die Sicht von einer einseitigen Instruktion durch die Medieninhalte zu vermeiden. Zugleich richtet die derzeitige Medienaneignungsforschung ihren Blick auch auf Gruppenprozesse der Medienbetrachtung, da bestimmte Medientexte zuvorderst in der kollektiven Rezeption – also auch im Gespräch und der gemeinsamen Aushandlung – wahrgenommen und bewertet werden. In diesem Sinne spricht auch Schmidt von „*Interaktionsgemeinschaften*, die bestimmte Vorstellungen und Unterscheidungen in ihrer Erfahrungswirklichkeit zu teilen beginnen [...] [und die] ein gemeinsames *Wirklichkeitsmodell* konstruieren und im Bezug auf dieses Modell handeln.“ (Schmidt 1999: 129) Auf diese Weise ermöglichen Medien auch jenseits des bloßen subjektiven Rezeptionserlebens die Organisation von

gemeinsam gemachten Erfahrungen und die Zirkulation von Wissen, dessen Diskursivierung sich an die Vermittlung oder Thematisierung anschließt. Der Einzelne gestaltet sich seine interne Systemkomplexität durch die Selektionsleistung beim Umgang mit Medieninhalten, diese werden dabei aber in andere Diskurse eingebettet und so wird wiederum soziales Anschluss Handeln möglich, indem Themen und Handlungsfolgen selbst vorgebracht und weiterverwendet werden.

Eine andere Anwendung konstruktivistischen Denkens findet sich in der Untersuchung einiger Medienformate, die gerade in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Als Beispiele wären hier die **Analysen von sogenannten Reality-TV-Formaten** wie auch die **Virtual Reality-Forschung** zu erwähnen. Gerade in diesen scheinbar authentischen, explizit mit Wirklichkeitsmodellierungen arbeitenden Zusammenhängen wird die Relevanz einer Fokussierung der Konstruktion von Realitätsangeboten deutlich. Dabei geht es auch hier wieder nicht darum, dass diese Medienangebote die tatsächliche Erfahrungswirklichkeit substituieren, sondern es ist vielmehr von Bedeutung, dass sie neben die unmittelbar wahrnehmbare Alltagswelt treten und diese erweitern, kommentieren und so auch verändern können. So lässt sich der Umgang mit virtuellen Realitätsangeboten (wie beispielsweise zuletzt die Debatte um das „Second Life“ gezeigt hat) als Komplexitätszugewinn von Kultur bezeichnen, die in einem Bereich stattfindet, der seine Konstruiertheit bewusst offen legt⁴; auf diese Weise wird – Siegfried J. Schmidt zufolge – auch die Kontingenz jeglicher kultureller Sinngebung und Wirklichkeitsfestsetzung deutlich:

„Auf jeden Fall aber gestatten Cyberspaces [...] gleichsam einen sinnlichen Nachvollzug der Einsichten, die sich der Beobachter zweiter Ordnung kognitiv-reflexiv erarbeiten muss: die Einsicht in die gesellschaftliche Konstruiertheit von Erlebnisswirklichkeit und der Kategorien zur Bewertung dort gültiger Wirklichkeitskriterien. Die sinnliche Erfahrung, ‚in anderen möglichen Welten wirklich zu sein‘, im Verein mit dem Bewusstsein des Crossings von der ‚Lebenswelt‘ zum Cyberspace, wird zum konkreten Erlebnis der Kontingenz und Systemrationalität alles Wirklichen.“ (Schmidt 1999: 139)

Dies gilt auf ähnliche Weise auch für die Rezeption von quasi-authentischen Reality-TV-Formaten, die durch Emotionalisierung, Handlungsoffenheit der gezeigten Situationen und starke Personalisierung ein Handeln im scheinbar wirklichkeitsoffenen Raum anbieten. Wie bewährt sich der Handlungsträger X in der Situation einer spielerischen Competition, welches Wissen bringt er ein und wie verändert sich dadurch der vermittelte Wirklichkeitsausschnitt? Axel Kilian hat diesbezüglich die Anordnung von Realitätskonstruktionen in den Massenmedien anhand der TV-Sendung *Big Brother* untersucht (vgl. Kilian 2007). Er geht davon aus, dass *Big Brother* ein „Sozialexperiment [ist], das unter extremen Bedingun-

gen das Verhalten von Menschen durch die mediale Verbreitung [...] zugänglich macht.“ (Ebd.: 61) Dabei – so Kilian – verstärken „vielfältige Bezüge zum Alltagshandeln [...] die Integration des Rezipienten, der seinen subjektiven Wirklichkeitsentwurf durch parasoziale Interaktion überprüfen und gegebenenfalls modifizieren und erweitern kann.“ (Ebd.: 71) Der Autor kommt zu dem Schluss, dass *Big Brother* „nicht nur Modellcharakter [hat], sondern es liegt ein – scheinbar – realer Handlungsrahmen vor, der als quasi *an der Realität* getestetes Interaktionsgeschehen aufzufassen ist.“ (Ebd.: 65) Als Beispiele bringt Kilian dann neben der parasozialen Interaktion (also dem Sprechen des Zuschauers mit den Bewohnern, die sich auch wiederholt direkt an das Fernsehpublikum wenden) auch und vor allem den Einbezug von Symbolen, Handlungen und Begebenheiten aus der Serie in den Lebensalltag von dahingehend untersuchten Rezipienten, die auf diese Weise das beobachtete Verhalten in ihrem eigenen Interaktionsmilieu anzuwenden versuchen. Auch wenn diese Serie – wie die meisten Produkte der Privatsender – mit starken Schematisierungen und Typisierungen von Rollen der Bewohner arbeitet, zeigen sich durch die annähernde Rund-um-die-Uhr-Aufzeichnung immer wieder Momente, die Rollenklischees durchbrechen (der harte Jürgen weint, als seine Partnerin auszieht; vgl. ebd.: 63f.) und die so die Vielschichtigkeit individueller Realitätskonstruktion auf evidente Weise transparent werden lassen. Einhergehend mit diesen Thesen bezeichnet Schmidt das Fernsehen nicht als Fenster zur Welt, sondern als „Fenster zu unserer Kultur. Fernsehen macht die Komplexität sozialer Erfahrungen überschaubar.“ (Schmidt 1994: 277) Das TV erlaubt eine zweite Natur der Welterfahrung, die selbstverständlich neben die direkte Erfahrungswirklichkeit tritt, wobei es zu einer Bindung kommunikativer Qualitäten kommt, indem traditionelle Trennungen – räumlich, zeitlich wie auch organisationell – aufgehoben werden; ein direktes Ansichtig-Werden von Meinungen und Lebensstilen durch dieses Fenster ist die Folge. „private Verhaltensweisen werden auf die große Bühne der Öffentlichkeit gebracht.“ (Ebd.: 300) Doch diese Vermittlung, Sinnggebung und Anordnung von Erfahrungen – die oben schon expliziert wurde –, ist immer eine zweiseitige: Medien ermöglichen Schmidt zufolge Entdifferenzierung, d.h. Vermassung, Vereinfachung, dies fördert „visuelle Stereotypen und übernationale Codes“ (ebd.), wie auch Differenzierung, d.h. Multiplizierung von Wahlmöglichkeiten, Themenangeboten und Wirklichkeitsvorschlägen. Schmidt spricht in Anlehnung an Rainer Winter von „Sinnmärkten“ in der Erweiterung der Handlungsspielräume, und davon, „dass diese Differenzierung des Sinnangebots wie der Sinnproduktion vor allem durch die Medien getragen wird.“ (Ebd.: 306) Dies trifft dann auch wieder für die virtuellen Ersatzrealitäten im Internet zu, in denen man sich eine von der Lebenswirklichkeit abweichende Identität erschaffen und auch Rasse, Geschlecht und Alter frei wählen kann, um probeweise eine andere Selbstbeschreibung am eigenen Leib zu erfahren. „[N]eue Medien lassen jeweils neue Formen von Interaktivität entstehen, [...] die Kultur wird als Markt von spezialisierten

Sinnwelten reorganisiert.“ (Ebd.: 307) Eine hohe Begründungsoffenheit für mediale Texte ist die Folge dieses Prozesses, aber auch die Möglichkeit an prinzipiell allen gesellschaftlich akzeptierten Diskursen via Medienhandeln teilzunehmen. Diese Blickrichtung erinnert insbesondere an den von Nelson Goodman vorgeschlagenen Weg der Betrachtung von „Weisen der Welterzeugung“ (vgl. Goodman 1990). Demnach lassen sich sowohl die individuelle Identität eines Menschen wie auch erzählte Geschichten, Sinnzusammenhänge, fiktionale Weltentwürfe oder selbst der nach objektiver Erkenntnis strebende Zusammenhang historischer Fakten als ein möglicher Weltentwurf bezeichnen, die immer eine Version der Darstellung, Narrativisierung bzw. Dramatisierung der beobachtenden und konstruierenden Entität darstellen.⁹ Dieser Konstruktionsakt menschlicher Sinnggebung drückt sich in einem auf bestimmte Weise motivierten Umgang mit Weltwissen aus. Jene Motive sichtbar zu machen und die zugrunde liegenden Lebensweisen und Auffassungen zu durchleuchten, wie auch den Einfluss bewusst generierter Weltentwürfe auf sozial gewachsene zu untersuchen, kann Aufgabe einer konstruktivistisch informierten Medienwissenschaft sein.

Ein dritter und letzter Bereich, der durch konstruktivistische Auslegungen inspiriert zu sein scheint, ist die Untersuchung von **Machtzusammenhängen medienpolitischer Formationen** mit dem Blick auf die Sprecher- und Beobachterabhängigkeit von medialen Texten und deren Perspektivierungen. Wie in Bezug auf Bilder aus Krisengebieten, aber auch in der Untersuchung von scheinbar instrumentalisierten Medien, die durch politische, ökonomische und soziale Bedingungen geformt werden, hat sich oft die Dehnbarkeit des Begriffs der Objektivität gezeigt, den doch gerade der Journalismus als Leitdoktrin für sich proklamiert hatte. „Im Hinblick auf die Rezeption massenmedialer Inhalte bedeutet die konstruktivistische Perspektive, dass man keinesfalls davon ausgehen darf, Medien würden Realität abbilden“, formuliert Roland Burkart in Bezug auf journalistische Praxis (1999: 61). Vielmehr betreiben Massenmedien in ihrer Berichterstattung immer eine mediale Anordnung, die bestimmte Kategorien bedient (wie die der Objektivität und Wahrhaftigkeit), die aber im Einzelfall für den Rezipienten kaum nachprüfbar seien. Es gilt auch hierbei, dass immer Sinn entstehen muss: Auch der zunächst völlig unerklärliche Unfall oder der radikale Terroranschlag muss in den berichterstattenden Medien in einen Begründungszusammenhang eingebettet werden, der sich freilich von Medium zu Medium und in der Zeit verändern kann. Gerade Nachrichten müssen primär gesellschaftliche Erwartungen erfüllen, sie haben eine bestimmte Präsentationsform, die an die Zusammenhänge von Seriosität und Zuverlässigkeit gebunden ist: „Mit anderen Worten, wer ein Medienangebot der Gattung ‚Nachricht‘ produzieren und in der jeweiligen Medieninstitution unterbringen will, muss sich an konzeptuellen Regulativen orientieren, die er bei seinen Kommunikationspartnern als verbindlich unterstellt“, so Schmidt (1994: 175). Er weist nach, wie Medienangebote an Inhalts- und Nutzungseigenschaften, aber auch

an Referenzmodalitäten gekoppelt sind, die mit dem Medienhandeln der sozialen Gruppe verbunden sind. So bestimmen beispielsweise Nutzungserwartungen (Spannung, Unterhaltung, Belehrung) und die Einübung von Schemawissen und Gattungsorientierung (Spielfilm, Nachricht, Märchen) die Rezeption des Angebots und seine Einordnung, die ein kulturfremdes Subjekt so nicht zu leisten imstande ist (vgl. ebd.: 177). Das diese Einübung und das Verschmelzen von Erwartungen und Angeboten empfindlich gestört wird, wenn ein Text als fehlerhaft in das System integrierbar eingestuft wird (wir sehen Bilder aus einem Krieg, die sich aber als gestellt erweisen), wird aus dieser Perspektive einsichtig. Dies liegt Schmidt zufolge an der Oberflächenverhaftung medialer Angebote, die beispielsweise durch seriöses Auftreten und Kleidungsstil des Sprechers sowie Art der Präsentation schon Objektivität behaupteten, die aber unüberprüfbar bliebe: „Generell gilt, dass in Kommunikation nur die ‚Oberfläche‘, der Ausdruck zählt, nicht das, was an Intentionen, Meinungen, Gedanken usw. ‚dahintersteht‘.“ (Ebd.: 119f.) Dies aber greifbar werden zu lassen, muss auch Aufgabe von Medienwissenschaft sein. Kenneth Gergen betont ebenfalls, dass Aussagen keine verbindliche Wahrheit vermitteln, sondern eine bestimmte Absicht ausdrücken, wobei diese wieder an Traditionen und Wertvorstellungen rückgebunden seien: „Alle Aussagen über die Wahrheit sind aus dieser Sicht eng mit individuellen Motiven verwoben.“ (Gergen 2002: 54) Da man diese Ordnungen und Sinnzusammenhänge nicht völlig ignorieren könnte, ruft der Autor zu einer vorsichtigen, die dahinterliegende Bedeutung fokussierenden Betrachtungsweise auf: „Statt alle Formen der Ordnung abzulehnen, könnten wir eine Position der *differenzierenden Betrachtung* einnehmen. Dabei betrachten wir eine Reihe von Sprachspielen, Lebensformen und disziplinären Traditionen und fragen nach deren positiven wie negativen Folgen.“ (Ebd.: 58) Auf diese Weise lassen sich auch die Interpellationen des Einzelnen in die Zusammenhänge struktureller Macht sichtbar machen: Welche Medien werden auf welche Weise wann rezipiert und welche Alternativen gibt es möglicherweise? (Vgl. ebd.: 254ff.) Diese Form der Medienbeobachtung macht die Kontingenz jeglicher Sinnerschaffung in einer Kultur letztlich wieder sichtbar und erhöht mithin ihre Selbstreflexivität über den Umweg ihrer medialen Konstellation:

„[D]ie Beobachtung des einen Kultur-Teilprogramms durch das andere in verschiedenen Medien führt dazu, dass die Einsicht in die Kontingenz von Kulturprogrammen jeder Art unabweisbar wird. Man kann heute nicht nur wissen, sondern man muss wissen, dass alle kulturelle Aktivitäten auch anders sein können, was die Frage ihrer Bewertung sicherlich erheblich erschwert.“ (Schmidt 1999: 133)

Diese relativistische, sprecher- und institutionenkritische Sichtweise beherrscht vor allem weite Teile des neueren kommunikationswissenschaftlichen Paradigmas, die so an den Kern aller medialen Bedeutungskonstruktion rühren.

Abschließend lässt sich also sagen, dass Medien wichtige Regulationsmechanismen und Wissensquellen jeden sozialen Handelns sind, deren Konstruktions- und Sinngabungsmechanismen aber einer erweiternden Reflexion bedürfen. Laut Siegfried J. Schmidts letzten, latent konstruktivistisch-kritischen Ausführungen orientiert sich der einzelne Aktant an Geschichten und Diskursen, die sich aus Kulturprogrammen und Wirklichkeitsmodellen speisen, und schafft auf diese Weise Sinn; die Möglichkeiten sind also kulturell vorgegeben, wobei aber die individuelle Selektivität noch groß ist (vgl. Schmidt 2003: 58f.). Das Wissen ist damit auf abstrakte Weise in der Kultur einer Gesellschaft verkörpert, es wird aber konkret durch Medien vermittelt. So können Medien Veränderungen von Einstellungen zu Körper, Ich und Gesellschaft beim Rezipienten bedingen und voraussetzen, deren Intentionen dabei immer wieder zu hinterfragen sind. Was Peter L. Berger und Thomas Luckmann in den 60er Jahren im Anschluss an das bekannte Leibniz'sche Credo von der besten aller möglichen Welten über die Zeitung gesagt haben, kann auch für alle anderen medialen Bedeutungsträger und deren ‚Wirklichkeitssetzung‘ wiederholt werden: „Vom Wetterbericht bis zu ‚Babysitter gesucht‘ beteuert sie ihm, dass er die wirklichste aller möglichen Welten bewohnt.“ (Berger/Luckmann 1969: 160) Die Aufgabe der Ergründung dieses Zusammenhangs haben sich auf verschiedene Weise zahlreiche Untersuchungen gesetzt und bis heute als Blickrichtung einer Bedingtheit (medialer) Realität erhalten.

Anmerkungen

¹ Eine gute Übersicht auch der historischen Entwicklungslinien bietet von Ameln 2004. Die Geschichte des Konstruktivismus ist dokumentiert in Rusch Schmidt (Hg.): 1992. In Vortragsform findet sich ein amüsanter und präziser Abriss eines allgemeinen konstruktivistischen Modells auch auf der von Schmidt besprochenen Hör-CD, die vor kurzem bei Supposé erschienen ist, vgl. Schmidt 2007.

² Der Versuch einer Integration von Medienwissenschaft und Konstruktivismus fand in der Reihe der DELFIN-Studien bereits Ende der 90er Jahre statt, allerdings unter einer stark kommunikations- /journalismuswissenschaftlichen Fokussierung, vgl. Rusch Schmidt (Hg.): 1999. Überzeugender erscheint der in sich geschlossene medienkulturwissenschaftliche Diskurs wie er von Schmidt 1994 ausgeführt worden ist.

³ Insofern versteht sich dieser Beitrag gleichzeitig als aktueller Literaturüberblick wie auch als retrospektive Neuperspektivierung, die Anregungen geben möchte.

⁴ Zur Integration des Luhmann'schen Denkens in den medienwissenschaftlich zugespitzten Konstruktivismus und zu den entstehenden Schwierigkeiten vgl. Schmidt 1994: 70-82.

⁵ Dies ist auch das radikale im sogenannten ‚Radikalen Konstruktivismus‘, der eben nur aus der Perspektive des einzelnen Individuums – radikal subjektiv – argumentieren

möchte. Zur Abgrenzung der verschiedenen Entwicklungslinien, vor allem zwischen dem Radikalen Konstruktivismus und dem ‚Sozialen Konstruktivismus‘ vgl. Gergen 2002: 81. Früher ein Vertreter des Radikalen Konstruktivismus hält Schmidt diese Trennung in seinen letzten Veröffentlichungen allerdings für obsolet. Vgl. Schmidt 2003.

⁶ Die Fixierung auf das Individuum hat auch dazu geführt, dass in den 90er Jahren vor allem die Neurobiologie als ‚beweisführende Kraft‘ den Konstruktivismusdiskurs in Deutschland beherrscht hat, indem versucht wurde, die neuronalen Bedingungen der Konstruktionsleistung zu erfassen. Dies hat zu einer Vernaturwissenschaftlichung des Denkens geführt, die Schmidt in seiner 2003 erschienen Neufokussierung hinter sich zu lassen versucht. Es geht ihm darum, „den damals noch in erster Linie biologisch und psychologisch begründeten Konstruktivismus auch sozio-kulturell zu fundieren [...]“ (Schmidt 2003: 23) Zur Kritik eines naturwissenschaftlichen Apriori vgl. vor allem auch Peter Janichs Vorschlag eines ‚Methodischen Konstruktivismus‘. Er kritisiert insbesondere den „Import naturwissenschaftlicher Ergebnisse in einen erkenntnistheoretischen Ansatz“ (Janich 2000: 67); damit werde unterschlagen, dass auch naturwissenschaftliche Ergebnisse letztlich Konstrukte eines bestimmten methodischen Vorgehens seien.

⁷ Über die Suche nach objektiver Erkenntnis sagt Nelson Goodman dementsprechend: „Der Wissenschaftler, der annimmt, er widme sich ausschließlich der Suche nach Wahrheit, täuscht sich selbst. [...] Er sucht nach System, Einfachheit, Reichweite, und wenn er in diesen Punkten befriedigt ist, schneidert er die Wahrheit so zurecht, dass sie passt. Die Gesetze, die er aufstellt, verordnet er ebenso sehr, wie er sie entdeckt, und die Strukturen, die er umreißt, entwirft er ebenso sehr, wie er sie herausarbeitet.“ (Goodman 1990: 32)

⁸ Als aktuelle Fokussierung dieses medienkonstruktivistischen Zugangs kann die gerade veröffentlichte Arbeit von Benjamin Jörissen gelten. Darin versucht der Autor, den Derealisierungstendenzen, die man neuen Medien wie Computerspielen nachsagt, mit Effekten neuer Körperlichkeit und neuer Sozialität gegenüberzutreten, die aufgrund medialen Handelns auch Erweiterungen/Rückkopplungen (der Verfasser spricht von einem *spill-over*) auf die Alltagsrealität haben würden. Vgl. Jörissen 2007.

⁹ Jörn Rüsen formuliert diese Erkenntnis in Bezug auf die Geschichtswissenschaft wie folgt: „Der sinngenerierende Prozess der historischen Interpretation erscheint unter der Herrschaft dieser Kategorie als ‚wesentlich poetischer Akt‘ und als wesensähnlich derselben mit Literatur und bildender Kunst.“ (Rüsen 2000: 341) Das hierbei auch kulturelle Konflikte und Grundsätze politischer Autoritätsbehauptung Einfluss nehmen, liegt auf der Hand.

Literatur

- Falko von Ameln (2004): Konstruktivismus. Die Grundlagen systemischer Therapie, Beratung und Bildungsarbeit. Tübingen und Basel.
- Peter L. Berger/Thomas Luckmann (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/Main.
- Roland Burkart (1999): Alter Wein in neuen Schläuchen? Anmerkungen zur Konstruktivismus-Debatte in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Rusch Schmidt (Hg.) (1999), S.55-72.
- Hans Rudi Fischer, Siegfried J. Schmidt (Hg.): Wirklichkeit und Welterzeugung. Heidelberg 2000.
- Kenneth Gergen (2002): Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstrukt-

tionismus. Stuttgart.

Nelson Goodman (1990): Weisen der Welterzeugung. Frankfurt/Main.

Heinz Gumin, Heinrich Meier (Hg.) (1985): Einführung in den Konstruktivismus. München.

Jörissen, Benjamin (2007): Beobachtungen der Realität. Die Frage nach der Wirklichkeit im Zeitalter der Neuen Medien. Bielefeld.

Peter M. Hejl (1985): Konstruktion der sozialen Konstruktion. Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie. In: Gumin, Meier (Hg.) (1985), S.109-146.

Andreas Hepp (1999): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen.

Peter Janich (2000): Realitätsbezug auf Natur oder Praxis? Zur Konstruktivität des Kulturalismus. In: Fischer/Schmidt (Hg.) (2000), S.77-85.

Axel Kilian (2007): Realitätskonstruktion und Massenmedien. Wie Big Brother und Co. die Wirklichkeit beeinflusst. Saarbrücken.

Humberto R. Maturana (1998): Biologie der Realität. Frankfurt/Main.

Humberto R. Maturana, Francisco J. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Bern und München.

Ulric Neisser (1996): Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der Kognitiven Psychologie. Stuttgart.

Frank Pasemann (1996): Repräsentation ohne Repräsentation. Überlegungen zu einer Neurodynamik modularer kognitiver Systeme. In: Gebhard Rusch, Siegfried J. Schmidt, Olaf Breidbach (Hg.): Interne Repräsentationen. Neue Konzepte der Hirnforschung. DELFIN 1996. Frankfurt/Main. S.42-91.

Jörn Rüsen (2000): Narrativität und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Fischer Schmidt (Hg.) (2000): S.339-349.

Gebhard Rusch (1999): Eine Kommunikationstheorie für kognitive Systeme. Bausteine einer konstruktivistischen Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Rusch Schmidt (Hg.) (1999), S.150-184.

Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hg.) (1992): Konstruktivismus: Geschichte und Anwendung. DELFIN 1992. Frankfurt/Main.

Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hg.) (1999): Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. DELFIN 1997. Frankfurt/Main.

Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hg.) (2000): Konstruktivismus in Psychiatrie und Psychologie. DELFIN 1998/99. Frankfurt/Main.

Günter Schiepek (2000): Konstruktivistisches Wirklichkeitsverständnis – ein empirisches Projekt. Konsequenzen für die Psychiatrie. In: Rusch Schmidt (Hg.) (2000). S.24-45.

Siegfried J. Schmidt (1987): Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: Ders. (Hg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/Main. S.11-88.

Siegfried J. Schmidt (1994): Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. Frankfurt/Main.

Siegfried J. Schmidt (1999): Blickwechsel. Umriss einer Medienepistemologie. In: Rusch Schmidt (Hg.) (1999), S.119-145.

Siegfried J. Schmidt (2003): Geschichten und Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Reinbek.

Siegfried J. Schmidt (2007): Beobachtungsmanagement. Über die Endgültigkeit der Vorläufigkeit. Audio CD mit Vortrag, ca. 80 Minuten. Köln.

Ernst von Glasersfeld (1985): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Gumin Meier (Hg.) (1985), S. 9-40.

Paul Watzlawick (1976): Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen. München.